

Der Wert von Grund und Boden

Zur Tagung »Grundlos Boden los« am 17./18. Oktober in Berlin

Johannes Mosmann

Die Immobilienkrise wird gerne zum Anlass genommen, einen kritischen Blick auf unsere Wirtschaftsordnung zu werfen. Leider sieht man die Hauptsache dann aber meistens in dem, was die »Finanzdienstleister« unter einander treiben, kommt dadurch in eine moralische Kategorie und folgert dann daraus, dass der Staat sich einmischen müsse. Dass wesentlich faule Kredite gehandelt wurden und dass das Vorgehen einiger Banken wohl auch nach geltendem Recht kriminelle Züge hatte, ist aber bloß eine Randerscheinung. Nicht der faule Kredit, nicht das geplatze Geschäft, sondern der gedeckte Kredit, das geglückte Geschäft ist die Hauptursache der Weltwirtschaftskrise. Der eigentliche betrügerische Akt findet nämlich gerade dann statt, wenn der Wert, der hier nur vorgetäuscht wurde, wirklich vorhanden ist. Aus Gier wurde über die Höhe eines Wertes gelogen, der aber in einer funktionierenden Wirtschaft ohnehin nicht vorhanden wäre, der selbst kein wirtschaftlicher Wert ist. Ich will im Folgenden versuchen, den Wert, den der Boden als Sicherheit für Kredite und als Gegenstand der Bodenspekulation hat, gegen andere abzugrenzen und ihn so zur Anschauung zu bringen.

Der Konsumwert

Den Begriff eines wirtschaftlichen Wertes verbinden die meisten Menschen wohl zunächst mit der Vorstellung, dass etwas konsumiert werden kann. In dieser Richtung wird mancher vielleicht auch den Wert suchen, den der Boden für seinen Besitzer hat. Man stellt sich vor, wie der Grundbesitzer sich ausbreitet und irgendwie etwas, das mit dem Boden zusammenhängt, konsumiert. Aber dieses Bild führt in die Irre. Mag sein, dass auf dem Boden wilde Früchte wachsen, die der Besitzer, ohne viel Arbeit zu investieren, einfach aufessen kann. Das ist schon auch etwas Wert. Damit, dass er hier und da etwas abbeißen kann, wird der Bodenbesitzer aber keine großen Sprünge machen können. Die Bank wird ihm jedenfalls dafür, dass er die Früchte aufisst, keinen Kredit geben.

Einen wirtschaftlichen Wert bekommt der Boden erst dadurch, dass Arbeit auf oder an ihm verrichtet wird. Der Besitzer muss zunächst Arbeit in den Boden investieren, zum Beispiel, indem er ihn kultiviert und den Wildwuchs in eine Obstplantage verwandelt. Die auf dem Boden erzeugten Güter haben dann einen Konsumwert. Allerdings nicht für den Besitzer. Wer

darin den Wert des Grundbesitzes sehen will, dass der Besitzer einen Vorteil gegenüber den Besitzlosen dadurch habe, dass ihm die auf dem Boden erzeugten Konsumwerte zufielen, der übersieht einfach, dass der Magen eines Grundbesitzers nicht anders beschaffen ist als der eines jeden Menschen.

Der Wert des Grundbesitzes

Die Konsumwerte, die der Grundbesitzer auf dem Boden schafft, fließen der Allgemeinheit zu, er selbst hat von ihnen nicht mehr als irgendein Mensch. Wenn er nämlich nicht dabei stehen bleiben will, für sich Pilze und Beeren zu sammeln, dann bleibt ihm nichts anderes übrig, als für andere zu arbeiten, auf seinem Boden Güter für andere Menschen zu erzeugen. Dadurch entstehen ihm aber Kosten. Diese Kosten müssen ihm dann von den Menschen ersetzt werden, die die Güter konsumieren. D.h., die Güter haben dann einen Preis und müssen bezahlt werden. Für das Geld, das der Grundbesitzer für die Güter bekommt, die er auf dem Boden für andere erzeugt hat, kann er sich dann wiederum etwas kaufen, und dieses kann er nun endlich selbst konsumieren.

Für den Besitzer ist der Boden ein Kostenfaktor, denn er muss ja etwas konsumieren, während er die Güter auf dem Boden erzeugt. Im frühen Mittelalter soll es zwar Selbstversorger gegeben haben, die alles, was sie herstellten, ganz alleine aufaßen. Aber im Grunde genommen muss man auch bei ihnen die Nutzung des Bodens als einen Kostenfaktor ansehen. Nur konnten sie die Kosten, die Ihnen aus der Bodennutzung entstanden, mit dem Ertrag dieser Nutzung eben selbst decken. Heute ist das unmöglich. In der arbeitsteiligen Wirtschaft, in der jeder für andere arbeitet und von anderen ernährt wird, gehören Produzent und Konsument einer Ware nie dem selben Haushalt an. Deshalb steht die Bodennutzung immer auf der Verlustseite, und niemals auf der Gewinnseite.

Welchen Wert hat der Boden also für den Besitzer, insofern man unter Besitz nicht ein abstraktes *Haben*, sondern eben das *wirkliche Besitzen*, die wirkliche Nutzung des Bodens versteht? Zunächst nur den, dass dieser die Grundlage der Arbeit ist, mit der jener sein Einkommen verdient. Die Menschen geben dem Grundbesitzer für seine Erzeugnisse das, was er konsumieren muss, um eben für die Menschen arbeiten zu können. So hat der Grundbesitzer durch die selbstlose Arbeit am Boden sein Einkommen, einen *Gegenwert* zu den von ihm erzeugten Werten.

Jetzt kommt es aber vor, dass dem Grundbesitzer weit mehr für die von ihm produzierten Waren bezahlt werden muss, als er selbst konsumieren kann. Da kommt zu dem Besitz noch etwas hinzu, wodurch der Bodennutzer das Austauschverhältnis zwischen seinen eigenen Leistungen und den Leistungen anderer Menschen zu seinen Gunsten verändern kann. Bevor ich aber das Manipulationsinstrument bezeichne, will ich das in den Blick nehmen, was manipuliert werden kann, das Austauschverhältnis der Waren also, und was das selbe ist: den Preis.

Wert und Preis der Bodenschätze

Womit hängt der Preis zusammen? Es ist ja schon angedeutet worden. Der Preis erklärt sich

nicht aus dem Konsumwert eines Gutes, sondern aus der Arbeit, die zu seiner Herstellung aufgebracht wird. Die Früchte, die ich auf dem Boden pflücke, haben z.B. keinen Preis, obwohl ich sie konsumieren kann. Sie bekommen frühestens dann einen Preis, wenn ich sie für jemand anderen pflücke, denn dann muss ich mir das Pflücken und Transportieren bezahlen lassen. Der Preis muss ermöglichen, dass ich die Beeren nicht selbst zu essen brauche, sondern sie für jemand anderen pflücken kann.

Die Wirklichkeit widerspricht einfach unserer Wirtschaftswissenschaft, die ihren Reflexionen gerne voran schickt, dass sie sich nicht mit dem »gerechten Preis« zu befassen habe, weil dieser keine wirtschaftliche Kategorie, sondern eine moralische Forderung sei. Wenn aber über den Preis des hergestellten Gutes der Verbrauch des Herstellers nicht gedeckt werden würde, dann könnte dieses Gut nicht angeboten werden und wäre schlicht nicht vorhanden. Der »gerechte« Preis ist so gesehen keine moralische Forderung, sondern eine wirtschaftliche Notwendigkeit. Solange man bloß in rein wirtschaftlichen Begriffen denkt, kann der Preis wie folgt definiert werden: Ein Preis ist der Vergleich von Waren bezüglich dessen, was jeweils verbraucht werden muss, um sie *erneut* herzustellen.

Die Preise, die tatsächlich irgendwo für Produkte bezahlt werden, sind allerdings nicht nur von wirtschaftlichen Faktoren bedingt. Um die tatsächlichen Preise zu erklären, die ja auch ungerecht sein können, muss man neben wirtschaftlichen Faktoren auch politisch-rechtliche und kulturell-geistige in die Rechnung aufnehmen. Ein rechtlicher Faktor ist zum Beispiel die Arbeitszeitregelung. Wenn die rechtlichen Verhältnisse so sind, dass eher weniger gearbeitet werden muss, dann werden die Produkte teuer, umgekehrt können sie natürlich sehr billig werden, wenn die rechtlichen Verhältnisse erlauben, dass bis zum Umfallen geschuftet wird. In diesem Beispiel werden die Preise zwar von rechtlichen Verhältnissen mitbestimmt, ihre Begründung ist aber immer noch eine wirtschaftliche: bezahlt wird für den Verbrauch der Produzenten.

Aber in dem Preis, den man für etwas bezahlen

muss, kann ja auch etwas enthalten sein, das nicht wirtschaftlich begründet ist. Die Mehrwert-Steuer bezahlt man z.B. nicht für einen wirtschaftlichen Wert. Man bezahlt sie zwar in dem selben Augenblick wie die Ware, die Zahlung hat aber mit dem Wert der Ware nichts zu tun. Sie ist nur äußerlich an den Kaufakt gekoppelt. Bezahlt wird mit ihr der Verbrauch der Staatsbeamten, die an dem Zustandekommen der Ware, an die die Zahlung gekoppelt ist, zumindest nicht unmittelbar beteiligt sind.

Nun hat heute auch jeder Privatmensch die Möglichkeit, in den Preis der von ihm erzeugten Waren etwas einzurechnen, das mit dem Wert dieser Waren nichts zu tun hat und in dieser Hinsicht Steuercharakter hat. Man kann sich mehr für seine Leistung bezahlen lassen, als den wirklichen Gegenwert dieser Leistung – dank unseres *Eigentumsrechts*.

Der Wert des Eigentums an Grund und Boden

Was man als positiven Begriff des Eigentums fasst, dass der Einzelne nämlich alleine den Boden nutzen und andere am Zugriff hindern können muss, wenn seine individuellen Fähigkeiten für die Gemeinschaft zum Tragen kommen sollen, das hat mit unserem Eigentum wenig zu tun. Dieses besteht vielmehr gerade darin, dass gewisse Ansprüche trotz einer fehlenden individuellen Leistung erhoben werden können. Unser Eigentum ist eben *nicht* ein *ausschließendes Nutzungsrecht*, wie streng man ein solches auch definieren mag.

Man kann sich vielmehr gerade dadurch einen Begriff von unserem Eigentum machen, dass man es dem Nutzungsrecht gegenüberstellt: Angenommen, ich gebe die Nutzung des Bodens auf, aber nicht das Eigentum. Ich arbeite nicht mehr selbst an dem Boden, sondern lasse jemand anderes arbeiten. Durch das Eigentum an dem Boden habe ich dann auch einen Anspruch auf die Waren, die der andere erzeugt, entweder direkt, indem ich mich Arbeitgeber und ihn Arbeitnehmer nenne, oder indirekt über eine Pacht, die er mir aus dem Erlös der Waren bezahlen muss, die er auf dem Boden herstellt. Das Eigentum ist nicht ein Nutzungsrecht, son-

Grundlos Boden los – Anders umgehen mit Grund und Boden

Tagung über Idee und Praxis neuer Eigentumsformen an Grund und Boden am 17. und 18. Oktober in Berlin

Der Boden wurde bisher erobert, vererbt und verkauft. Er ist aber begrenzt und wird nicht durch persönliche Leistung hervorgebracht. Andererseits wird der Boden auch von Initiativen benutzt, die sich diesen Boden nicht so gern nachträglich unter den Füßen wegnehmen lassen möchten. Gibt es eine Möglichkeit, mit dem Boden so umzugehen, dass man diesen beiden Tatsachen gerecht wird?

- Wie entstehen aus solidem Grund und Boden Spekulationsblasen?
- Was treibt Bodenpreise und Mieten in astronomische Höhen?
- Können wir Boden wie Waren beliebig vermehren oder verbrauchen?
- Wie lange darf man Boden ungenutzt liegen lassen?
- Warum schafft Boden ein Recht auf leistungsloses Einkommen?
- Gibt es Rechtsformen und praktische Wege für einen anderen Umgang mit Grund und Boden?

Sowohl die Existenz kultureller Einrichtungen als auch das Recht selber sind bedroht, wenn der Boden zur Ware gemacht wird. Wir wollen die Zusammenhänge herausarbeiten, aber auch am Beispiel von Stiftung trias, Mietshäuser Syndikat und Vivenda prüfen, was jetzt schon praktisch getan werden kann, um den Boden der Spekulation zu entziehen.

Mitwirkende: Heidjer Reetz, Rolf Novy-Huy, Michael Wilhelmi, Sylvain Coiplet, Falk Zientz und Bernhard Hummel.

Ort: FORUM Berufsbildung, Charlottenstr. 2, 10969 Berlin.

Info/Anmeldung: www.grundlos-bodenlos.de; Tel.: 030/26305202; institut@dreigliederung.de

Veranstalter: Bewegung für soziale Dreigliederung e.V., Fehrbelliner Straße 6, 10119 Berlin.

dern die *Macht*, dieses Nutzungsrecht zu vergeben. Durch das Eigentum an Grund und Boden kann sich ein Mensch zu anderen Menschen in ein solches Verhältnis bringen, dass deren Rechte von ihm abhängen, in ein altertümliches, vor-demokratisches Rechtsverhältnis also. Jeder Mensch muss das Recht, zu wohnen und zu arbeiten aber *naturbedingt* in Anspruch nehmen. Deshalb kann er gezwungen werden, für seine Rechte zu bezahlen.

Diese rechtliche Konstruktion ist auch das Instrument, das der Grundbesitzer einsetzen muss, wenn er das Austauschverhältnis zwischen seinen Leistungen und denen seiner Kunden manipulieren will. Für die Manipulation des Preis/Leistungsverhältnisses muss er seine Einflussphäre über das Gebiet hinaus erweitern können, das er selbst nutzen kann. Er muss gewissermaßen mehr Boden »haben« können, als er selber nutzen, also wirklich besitzen kann. Er muss ein *abstraktes* Eigentum haben. Durch eine *bloß gedachte* Ausweitung seines Einflussgebietes bringt er andere Grundbesitzer unter sich, deren Bodennutzungsrechte dann von ihm abhängen. Der Eigentümer schließt also keineswegs andere von der Nutzung »seines« Bodens aus, sondern er macht die Rechte der Nutzer abhängig von seiner Person. Die abhängigen Bodennutzer arbeiten dann nicht mehr für die Gemeinschaft, sondern für ihren Eigentümer, denn dieser hat durch das *abstrakte* Eigentum an dem Boden auch das Eigentum an den Waren, noch bevor sie überhaupt hergestellt wurden. Weil dem Eigentümer Boden *rechtlich zugeordnet* wird, der gar nicht wirklich in seinem Besitz ist, kann er in eine Monopolstellung kommen und dadurch jetzt, so wie bereits von den Bodennutzern, auch von den Konsumenten der auf dem Boden erzeugten Waren eine Zwangsabgabe erpressen. Wenn er dagegen als bloßer Grundbesitzer die Preise in die Höhe treiben wollte, dann würde er von einem anderen Grundbesitzer unterboten werden und bliebe auf seinen Waren sitzen.

Das abstrakte Eigentum ist ein Besitz, der sich gegen seinen Sinn erhält, ein Nutzungsrecht, das sich in sein Gegenteil verkehrt.¹ Wer Eigentümer des Bodens ist, auf dem Menschen

wohnen und arbeiten, der nutzt nicht den Boden, sondern der konsumiert den Ertrag der Arbeit der Menschen, die den Boden nutzen. Er lebt billiger als der Nutzer, und zwar durch die Leistungen des Nutzers bzw. der anderen Konsumenten. Wir haben es hier also nicht mit einem Nutzungsrecht, sondern mit einem *Konsumrecht* zu tun.

Mit Hilfe eines *staatlich-rechtlichen* Instrumentes wird einfach das Leistungsverhältnis zwischen zwei Menschen gefälscht. Und auf eine *Zunahme* dieses Ungleichgewichts spekuliert derjenige, der mit Grund und Boden handelt. Wer mit Grund und Boden handelt, der hofft auf die Möglichkeit einer weiteren Verringerung der eigenen Leistung gegenüber den Leistungen seiner Mitmenschen.

Der Spekulationswert des Bodens

Weil man in die Gunst der Zwangsabgaben kommen will, wird für die Position des Eigentümers Geld geboten. So beginnt der Anspruch auf einen kostenlosen Warenbezug selbst wie eine Ware zu zirkulieren. Für den Verkäufer hat der Boden einfach dadurch einen Wert, dass der Käufer etwas für ihn bezahlt. Der Käufer rechnet dabei aber mit dem realen wirtschaftlichen Wert des Bodens. Einen solchen bekommt der Boden aber, wie oben gezeigt, nur durch die Leistung des Nutzers. Wenn der Käufer den Boden wieder weiterverkauft, dann ist *dieser* zwar befriedet. Der Boden hat dadurch aber für den neuen Eigentümer einen Wert bekommen, der jetzt von dem Nutzer erzeugt werden muss. Das heißt, von Kaufakt zu Kaufakt muss der Nutzer, der ansonsten von der Zirkulation seines Bodens nichts mitbekommt, mehr leisten. Wenn möglich, schlägt er die Unterhaltskosten für seinen Bodeneigentümer auf die Preise der Waren und lädt so die Mehrleistung seinen Kunden auf. Diese werden wiederum früher oder später höhere Löhne fordern müssen – usw. Zu dem wirtschaftlichen Wert des Bodens verhält sich der Wert, der als Grund und Boden gehandelt wird, als ein negativer Wert.² Er verteuert bloß die vorhandene Produktion.

Der Nutzer muss den Wert jedoch nicht so

fort erzeugen. Einerseits kann die Arbeit des Bodennutzers durch den steten Weiterverkauf des Bodens aufgeschoben werden – obwohl sie dabei natürlich immer mehr wird. Andererseits erhält der Eigentümer für den Wert des Bodens und damit für die *Möglichkeit* einer zukünftigen Leistung des Bodennutzers »Kredit« von der Bank. Insofern als damit die Sicherheiten, für die die Bank Geld gibt, spekulativ sind, kann man diese auch *Scheinwerte* nennen. Dann betrachtet man die Sache aber aus der Perspektive des Spekulanten. Wenn sich nämlich, wie während der Immobilienkrise, herausstellt, dass die Menschen nicht alles leisten können, was der Spekulant von ihnen umsonst haben will, dann verpufft in den Büchern des Spekulanten zwar nur ein Scheinwert. Die Menschen dagegen, die auf dem Boden wohnen oder arbeiten, aber auch jene, die die auf ihm erzeugten Produkte konsumieren, sind ruiniert. Sie werden ihr Letztes dafür geben müssen, damit der Wert, den der Spekulant in den Boden hineinphantasiert hat, doch noch ein wenig Realität be-

kommt. Das sogenannte *Finanzkapital* ist sehr wohl gedeckt, nämlich durch die gegenwärtige und zukünftige Entrechtung der Menschen.

1 Heidjer Reetz hat in seinem Artikel *Das Kapital und das dreigliedrige Eigentum* (DIE DREI 2/07) einen zeitgemäßen Eigentumsbegriff entwickelt.

2 Prinzip, Ursprung und Wirkung des Handels mit Grund und Boden werde ich Anfang nächsten Jahres an dieser Stelle genauer untersuchen.

Weitergehende Informationen:

www.grundlos-bodenlos.de

www.syndikat.de

www.stiftung-trias.de

www.maryon.ch

www.dreigliederung.de

JOHANNES MOSMANN, geb. 1977, Besuch der Freien Waldorfschule Heilbronn, Studium der Fächer Geschichte, Germanistik und Kunstgeschichte in Tübingen. Unterstützt zur Zeit das Institut für soziale Dreigliederung bei der wissenschaftlichen Ausarbeitung und Verbreitung der Idee der sozialen Dreigliederung, u.a. durch die Gestaltung der Webseite www.dreigliederung.de.

Das Grundeinkommen kommt nicht von oben

Zu dem Film von Enno Schmidt und Daniel Häni

Stephan Stockmar

Nach über einem Jahr Arbeit – mit allen Höhen und Tiefen, auch was die Zusammenarbeit zwischen schöpferischen Individuen betrifft, und technisch gesehen von der Pieke an – ist es nun so weit: Im September haben der Künstler Enno Schmidt und der Unternehmer Daniel Häni – beide Begründer der *Initiative Grundeinkommen* in der Schweiz – ihren Film-Essay »Grundeinkommen« der Öffentlichkeit vorgestellt.

Um es vorwegzunehmen: Herausgekommen ist kein ideologischer Film, keine neue Welterklärung à la Michael Moore. Das Grundeinkommen kommt hier als Initiative von Menschen daher, die mit Menschen, auch mit skeptischen,

im Gespräch sind. Natürlich wird vieles auch erklärt (und zwar verständlich), z.B. wie die Arbeit für Einkommen auch eine Art von Selbstversorgung ist oder wie die Einkommenssteuer in die Preise einfließt. Und es wird eine Idee mit ihren Konsequenzen vorgestellt: dass ein auf nur eine Steuerart, die Konsumsteuer (wie z.B. die Mehrwertsteuer eine ist), setzendes System im Endeffekt viel einfacher und gerechter sein würde. Doch geht es nirgends um die Einführung eines abstrakten Modells mit allen dabei notwendigen Kompromissen und anderen Halbheiten, sondern um einen Kulturimpuls und seine geschichtliche Verankerung, der den einzelnen Menschen ernst nimmt. Für letzteren

gilt allerdings, wie der Leiter der Forschungsstelle Kulturimpuls, Bodo von Plato, im Film sagt: »Wenn ich nicht weiß, was die Waschmaschine mir abgenommen hat – nämlich nicht nur, dass sie meine Wäsche wäscht – dann bekomme ich keine Antwort auf die Frage, ob das bedingungslose Grundeinkommen ein Kulturimpuls ist.«

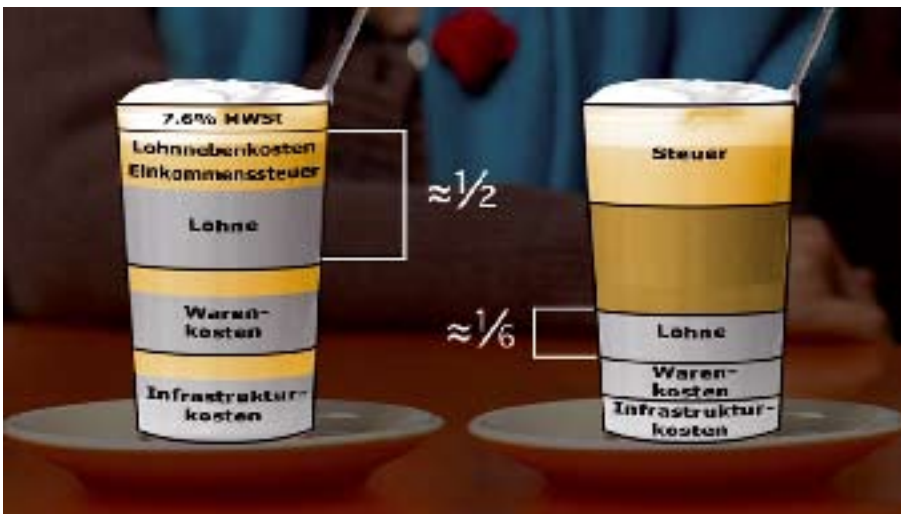
So geht es in dem Film vor allem um konkrete Menschen, ihre Ideen und Initiativen und ihre Reaktionen auf zunächst ungewöhnliche Gedanken. Zentrum und Ausgangspunkt für die Handlung ist das *unternehmen mitte* im Herzen Basels, ein (ehemaliges Bank-)Haus voller Initiativen mit einem großen Café im Zentrum, in dem man gerne auch sitzen darf, ohne etwas zu konsumieren. Die dort servierten Latte macchiato-Gläser dienen als Unter- und Hintergrund, um Wertschöpfungsketten und Preisbildungen anschaulich zu machen. Doch auch, wenn der Film von diesem Sitz der Initiative Grundeinkommen ausgeht, überschreitet er immer wieder Grenzen. Die Schauplätze reichen von Dresden bis Zürich. Das deutsche Mecklenburg-Vorpommern wird für einen Probelauf

vorgeschlagen. Ein einflussreicher Senator aus Brasilien oder die Mitarbeiterin des Favela-Projektes Monte Azul kommen zu Wort. Auch das einmal in Euro, ein andermal in Schweizer Franken gerechnet wird, trägt zur Konkretheit bei.

Weitere Mitspieler in Form von oft spontanen Interviews sind Jakob von Uexküll (London/Stockholm; Stifter des alternativen Nobelpreises), eine Schülerin aus dem Tessin, die ehemalige Berliner Kultursenatorin, Adrienne Goehler, Passanten auf schweizer Hauptbahnhöfen, verschiedene Professoren und Landwirte, Müllmänner und andere Arbeiter, Politiker, ein sympathisch-skeptischer Mann am Ufer des Zürichsees, Kinder, eine Rentnerin und noch viele mehr. Und natürlich Benediktus Hardorp als Steuerspezialist und der Unternehmer Götz Werner. Letzterer bildet mit seinen klaren und sachlichen Aussagen immer wieder einen Ruhepol innerhalb des Films.

Der Film ist kein Profi-Werk; er hat manche technischen Mängel, stellenweise auch Längen (so die ›Steuererklärungen‹ im Kapitel über die Finanzierung) und Brüche. Doch das macht

So könnte sich der Preis der Latte Macchiato zusammensetzen, wenn es ein Grundeinkommen gäbe und die Steuer erst beim Verkauf erhoben würde. Der Kostendruck würde von der Arbeit genommen. Und die Mitarbeiter würden das Gleiche verdienen: Heute die Lohnkosten minus Steuer, dann der Lohn plus Grundeinkommen.





Enno Schmidt verteilt Kronen am Hauptbahnhof: »Willkommen. Jeder und Jedem ein Grundeinkommen!«

nichts. Die Professionalität liegt auf einer anderen Ebene, und zwar nicht nur in der sachlichen Kompetenz, sondern vor allem in der durchweg menschlichen Handhabung des Themas als Bestandteil des Impulses, um den es geht. Dazu gehören liebevolle Beobachtungen durch die Kameraführung. Man kann sich an dem glänzenden Knopf im Ohr eines nicht mehr ganz jungen Ordinarius ebenso freuen wie an der spontanen Reaktion eines jungen Projektleiters, der bisher noch nie von einem Grundeinkommen gehört hat; oder an dem Rheinschiffer, der achtsam die Container auf seinem Kahn abschreitet. Nie ist eine abstrakte Inszenierung am Werke. Gerade daher erhält er seine anregende und gelegentlich sogar anrührende Wirkung: mein eigenes Verhältnis zur Welt, zu meiner Arbeit und meinem Einkommen ebenso wie zur Arbeit und zum Einkommen der anderen Menschen zu bedenken und die eigenen Möglichkeiten abzuprüfen – wobei natürlich gilt: »Initiative kann ich nicht kaufen, sondern nur ermöglichen.« Klagen und Anklagen, Forderungen und Moralappelle haben dabei keinen Platz. Es geht um die Tatsachen, und die hängen eben vom denkenden und handelnden Menschen ab, wie die Sufi-Legende vom Essen

mit langen Löffeln zeigt: Der Mensch ist selbst für Himmel oder Hölle verantwortlich.

Insofern lautet eine zentrale Botschaft des Films: »Das Grundeinkommen kommt nicht von oben und nicht obendrauf. Es wächst in das bestehende Einkommen.« Wie es hier vertreten wird, ist es kein neues Sozialprogramm, das doch nur wieder neue Abhängigkeiten schafft, sondern hat seinen Grund tatsächlich im Individuum, das für sich selbst spricht und handelt. Umfragen zeigen, dass die meisten auch mit einem Grundeinkommen weiter und vor allem gerne arbeiten würden, dass sie ein Gleiches aber den anderen »Meisten« nicht wirklich zutrauen. »Utopien sind der Ort, durch den man sagen kann, wo man selber ist«, resümiert Enno Schmidt als Sprecher im Film. In diesem besten Sinne wird der Film selbst zur Utopie – der Macher ebenso wie der sich berühren lassenden Zuschauer.

Grundeinkommen. Ein Film-Essay von Daniel Häni und Enno Schmidt, DVD 100 Min. Aufführungstermine und Bezug: Initiative Grundeinkommen – unternehmen mitte, Gerbergasse 30, CH-4001 Basel, Telefon: Tel: 0041 (0)61 26336 63, Mail: info@initiative-grundeinkommen.ch; www.initiative-grundeinkommen.ch; www.grundeinkommen.tv

Eurythmie-Alchemie

Zu »Symphonie / Eurythmie 2008«

Ute Hallaschka

Es ist die dritte und vorerst letzte Koproduktion der Goetheanum-Bühne und des Else-Klink-Ensembles Stuttgart – Höhepunkt und vorläufiger Abschluss eines Experiments, in dem die letzten beiden verbliebenen großen Eurythmie-Ensembles miteinander verschmelzen. Dieser Schmelzprozess ist zugleich eine Konzentration auf die Toneurythmie. Darin wird der musikalischen Gestalt des Symphonischen entsprochen, die danach verlangt, als Ganzes gesehen zu werden. Die Konzentration wird gesteigert in der Polarität, indem zwei vollständige Kompositionen, ein klassisches und ein modernes Werk, miteinander korrespondieren. Das ist eine dramaturgisch stimmige Idee, also weder Stückwerk noch Motto, woran Eurythmieprogramme so oft krankten. In der aktuellen Produktion liegt zudem der besondere Glücksgriff vor, dass die beiden Werke – Felix Mendelssohn Bartholdy: (*Schottische*) Symphonie Nr. 3 in a-Moll und Arvo Pärt: *Lamentate* für Klavier und Orchester – sich als seelenverwandt erweisen. Darauf käme man nicht so ohne weiteres. Darauf kann vielleicht nur kommen, wer die Aufführung gesehen und den Pfeil gespürt hat, der in die menschliche Mitte zielt und trifft. Die schönsten Momente der Aufführung ereignen sich in der Ewigkeit, im zeitlosen Augenblick, bevor es losgeht und nachdem es geendet hat – in dieser Inszenierung stammt alle Aktion aus dem Lauschen. In der minutenlangen Stille vor dem Applaus ist eine Fühlung im Raum spürbar, die alle Anwesenden eint, eine Kontaktaufnahme mit der Wirklichkeit der geistigen Welt. Wer das versucht, der kommt nicht um den gewaltigen Schmerz herum, dass ihm die Haut abgezogen wird wie Marsyas und das Herz im Leibe umgedreht. Was ist geschehen?

Nichts als Liebe, Liebe zur Sache, die hier ans eurythmische Werk gegangen ist. Endlich, un-

endlich. Vom ersten Blick an wird deutlich, dass wir Musik auf der Bühne sehen, schwingende Klangkörper, die so bestimmt und geführt werden vom Bewusstsein des einzelnen Darstellers, dass die übliche eurythmische Stilfrage völlig obsolet wird. Denn wie sollte es etwas anderes als persönlichste Kunst sein, den Leib so dirigieren zu können, dass er orchestrale Ausdruckskraft gewinnt, dass er gänzlich musikalisch stimmig wird, dass er präzise singt. Und wie sollte dieser Prozess ohne Eros und Leidenschaft möglich sein. Körper sind nun mal keine Instrumente. Wer seinen individuellen Leib dazu macht, der darf mit Recht stolz sein auf das individuelle Ausdrucksvermögen der Person.

Diese seelische Geistesgegenwart im Körperlichen ist ja keine andere als die, auf welche letztlich Musiker, Schauspieler, alle Künstler hinarbeiten. Es ist sichtlich Devotion, die dafür sorgt, dass alles abgetan wird, was der Musik im Weg steht. Keine Eitelkeiten aufgeblähter Ätherleiber heute, die sich bedeutsam in den Vordergrund spielten, nicht zu sehen die allzu leichten Füße, die geistschaukelnden Hände und Oberarme mit ihren spirituellen Muskeln und schon gar nicht die berühmte Brustbugwelle – mit der Attitüde: Schaut her, wie weit ich in den Raum hineinreiche –, die Eurythmisten oft so starr wie Gallionsfiguren erscheinen lässt. Hier auf der Bühne ist jede Gestalt innerlich bewegt vom Schmerz und der entsprechenden Lösungskraft, die in den beiden musikalischen Werken verarbeitet werden.

Natürlich gibt es Schwachstellen, wie die im zweiten Satz der Mendelssohn-Symphonie, oder zu Beginn des Pärt-Stückes, wo die musikalische Dynamik jeweils überwältigend und nicht mehr entsprechend eingelöst scheint. Während im Scherzo bei Mendelssohn die Ge-



fahr der trippelnden Hummelei erscheint, wo es schwirrt und huscht, droht bei Pärt die Erstarrung. Da wird zu Beginn die Schwere und Tiefe dieser Musik podestal und fundamental aufgefasst, und man meint, die Posaunen von Jericho zu sehen, statt der modernen Klänge, die man hört. Doch diese gelegentlichen Ausrutscher spielen überhaupt keine Rolle; man vergisst sie sofort, weil das Geschehen sogleich wieder gerettet und geborgen wird. Es findet auf der Bühne ein unentwegter Substanzwandel durch Bewegung statt.

Substantiell arbeitet auch die Beleuchtung (Peter Jackson). Die farbigen Umräume und Hintergründe verstellen nie den Blick auf die klar und transparent bleibende Mitte. Dem empfindungsmäßigen farbigen Getragensein wird so stets die Fokussierung des Bewusstseins mitgegeben als Herausforderung zur Anwesenheit, zum Gegenübersein: sehr einleuchtend ausgeleuchtet. Wesentlich sind alle Mitwirkenden an dieser Wandlung beteiligt. Was sie aber letztlich ermöglicht, ist die Kongenialität von Choreografie und Orchester. Die Gnessin-Virtuosen aus Moskau – ein Hochbegabten-Jugendorchester – mit ihrem Dirigenten Mikhail Khokhlov spie-

len nicht nur technisch vollkommen, sondern wirklich virtuos, und das heißt anders als mit der gelangweilten Perfektion, die berühmte Orchester oft hören lassen. Die ungeheure Präzision dieser Tonschwingungen, ihre Stimmigkeit stammt aus der Wärme des Herzraums, hörbar aus Freude und Begeisterung erzeugt. Jeder Ton, auch wenn er weint oder erstirbt oder zuschlägt, ist ein Jubel an Lebenskraft. Ebenso präzise wie die Musik ist die Choreografie eingesetzt. Mit den Schritten und Wendungen auf der Bühne scheinen die musikalischen Formgesetze und Strukturen auf, die hier geradezu erlösend auf das Zuschauergemüt wirken. Das ist wie eine zweite Haut, in die man schlüpfen kann, die endlich einmal passt; was man im Hören fühlen kann, passt wie angegossen dem, was man im Anschauen erfährt. Es erlöst den Intellekt aus der Spannung, die ihm sonst widerfährt, wenn die sichtbare Seelenbewegung im Widerspruch zur hörbaren verläuft. Hier darf man sich getrost den Formen überlassen und in sie einbergen, die Carina Schmid und Benedikt Zweifel in gemeinschaftlicher Arbeit musikalisch entdeckt und gelichtet haben.

Ein Augenblick der Darstellung aber soll nicht

verschwiegen werden, weil er eine Lichtung für sich bildet. Es ist ein musikalischer Moment, in dem die Klangspannung wie ein Messer in die Brust fährt, und was man nur erlauschen kann, die Inspiration durch Sprache und Musik, tritt sichtlich ein. An der gestischen Gestalt, die sich dort bildet, ist das zu sehen, was man – mit irdischem Blick erfasst – Auferstehungsleiblichkeit nennen kann: substantiell verwandelte Physis, gänzlich aufgehoben in einen anderen Raum. Im wirklichen Bühnenraum befindet sich da der Körper von Carina Schmid.

Wer Augen hat zu sehen, sollte sich das Symphonie / Eurythmie Programm nicht entgehen lassen. Für die Zukunft ist dringend zu hoffen, dass ein solches Projekt auch für die Lauteurythmie möglich wäre. Und was die Inspiration für den notwendigen Sprecher angeht, so scheint ein Name dafür im Hörraum auf – es ist

Barbara Stuten, die man innerlich sprechen hört und deren Stimme man sich dafür wünscht.

Weitere Aufführungen:

- 1.10.: DE-Witten, Saalbau
- 2.10.: NL-Den Haag, Lucent Danstheater
- 3.10.: NL-Drachten, Schouwburg De Lawei
- 4.10.: DE-Paderborn, Paderhalle
- 6.10.: DE-Bonn, Theater
- 7.10.: DE-Göppingen, Stadthalle
- 8.10.: DE-München, Gasteig
- 10.10.: CH-Dornach, Goetheanum
- 11.10.: DE-Rengoldshausen, Freie Waldorfschule
- 12.10.: DE-Karlsruhe, Konzerthaus
- 13.10.: DE-Stuttgart, Theaterhaus

Nähere Informationen:

www.symphonie-eurythmie-2008.de

Kulturkontroverse: Innere Sicherheit – äußere Freiheit

»Spartacus« im Gefangenentheater Tegel

Ute Hallaschka

Das konnte niemand vorhersehen, welches Nachspiel die Theatervorstellung am heutigen Abend¹ haben wird: Zuerst läuft drinnen in der Justizvollzugsanstalt Berlin-Tegel »Spartacus«, die aktuelle Open-Air Produktion des Gefangenentheaters *aufBruch*, anschließend findet in der Stadt eine Inszenierung anderer Art statt, ein Massenspektakel. Es ist der Abend des EM Halbfinalspiels, Deutschland gegen die Türkei. Ganz Berlin ist eine Zuschauergemeinschaft: public viewing – alle zehn Meter ein Großbildschirm auf der Straße, Hunderttausende sogenannter Schlachtenbummler sitzen als Publikum bereit. Als Passant ist man gezwungen, ein gigantisches Fußballfeld zu überqueren. Mein Dilemma: Während sie vor den Fernsehern sitzen, dachte ich, käme ich unbehellig hindurch. Aber ich habe den ganzen Tag noch nichts gegessen – was wird mich nach dem

Essen erwarten? Ganz abwegig ist es nicht, sich heute Abend als Sklave gesellschaftlicher Zustände zu empfinden. Unvermittelt ist die Rezeption eines Bühnengeschehens mit der sozialen Wirklichkeit konfrontiert und damit mit der Frage: Was vermag Kunst wirklich?

Diese Frage inspiriert auch die Theaterarbeit von *aufBruch*. Was noch vor zwei Jahrzehnten selbstverständlicher Diskurs war – die Auffassung von Theater als ursächlichem Faktor realer gesellschaftlicher Veränderung –, das gilt heute als längst überholt. Desillusioniert und postaufklärerisch zeigt sich die Wirklichkeit als unbelehrbar, unberührbar, unverbesserlich durch künstlerische Ausdrucksformen. Oft genug wird das Künstlerische als Spielart, als Mehrwert, als Unterhaltung dem Gesellschaftsleben einverleibt und so in seiner subversiven Kraft entschärft, oder es wird ein beliebiges

Massenereignis medial als Kultur verklärt. Fußball beispielsweise wird als ernsthafter Kulturfaktor betrachtet und ist in dieser Einschätzung derart salonfähig geworden, dass jeder Versuch der Kritik an diesem Phänomen schlagartig ins soziale Abseits befördert.

Ein sonderbares Gefühl, hier zu stehen, mit der Frucht dessen, was sich in der eineinhalbstündigen Theateraufführung in der JVA ereignet hat – als trüge man einen Embryo unterm Herzen und sollte ihn unverletzt durch ein Minenfeld bringen. Dionysos, der Theatergott, den Zeus bekanntlich im Oberschenkel austrug: Heute Abend müsste tatsächlich ein Gott her, um das individuelle Fühlen gegen das titanische Kräftewesen zu schützen. Fußball zielt auf das im Menschen, was zur Hordenbildung neigt, Theater meint immer das Individuum.

Eine zutiefst humane Energie war erneut zu erleben, in der aktuellen Inszenierung von *aufbruch*. Die Textfassung ist eine Collage nach Motiven aus Howard Fast's Spartacus-Roman sowie Arthur Koestler, Bertolt Brecht, Heiner Müller und Friedrich Nietzsche. Eine geniale inszenatorische Idee (Regie Peter Atanassow) ist die Fragmentarisierung der Handlung und ihre Verteilung auf drei verschiedene Spartacus-Protagonisten, die nacheinander agieren. Das erscheint zersplittert und anonymisiert, eher auf Gruppen, Interessenverbände und Parteien als auf Personen bezogen. Damit ist der Anführer des Sklaven-Aufstands, der Rebellenführer Spartacus, seiner Helden Position entkleidet und die Frage in einen neuen Kontext gestellt: Welche Kraft verhilft zum Aufbruch menschenverachtender gesellschaftlicher Machtstrukturen und sorgt zugleich für den Aufbau einer Sozialgestalt, in der der Einzelne als Individuum würdig leben kann? Diese Frage wird dem Zuschauer zur Bearbeitung auf den Heimweg mitgegeben. Zuvor kann er sich dreifach vom Scheitern überzeugen; dreifach sind die Antriebe und Handlungsmuster revolutionärer Gewalt, die hier vorgestellt werden und allesamt in dem münden, was die Hinterlassenschaften historischer Revolutionen ausmacht: zunächst ein Blutbad und dann ein geistiges Vakuum,

das bald darauf die nächsten Machthaber mit ihren jeweiligen Impulsen erfüllen.

Die eigentliche Hauptrolle aber spielt heute Abend das Volk, der Gefangenenchor. Und wieder zeichnet sich die Inszenierung zweifach aus:² Sowohl im chorischen Sprechen als auch in den stilisierten Bewegungsabläufen erreicht das Ensemble eine solche künstlerische Ausdruckshöhe, eine Dichte und Präsenz der Form, dass es an ein Ritual gemahnt. Diese Ritualisierung sorgt dafür, dass die seelischen Dynamiken sichtbar werden, die eine Masse von innen her in Bewegung setzen, wie ein Lauffeuer, ein Domino Effekt. In der Mitte steht als Person Para Kiala in einer Art kommentierender Erzählerrolle. Er repräsentiert den Zuschauer, und er tut es nicht nur mit ungeheurer Spielfreude und Charme, sondern mit dem tief berührenden Ernst, der aus dem wahrgenommenen Wort kommt.

Was die Wahrnehmung angeht, erwartet die Zuschauer eine Lektion, ein dramatischer Höhepunkt, der buchstäblich aus dem Bühnenbild entspringt. Es sind da drei hölzerne Vorsprünge, häufig umspielt und daher durchaus im Fokus der Aufmerksamkeit. Mal dienen sie als Rednerplattform für den jeweiligen Spartacus, mal als Klettergerüst, wenn sich einer daran emporangelt und auf das freistehende Bühnenpodest klettert. Was sie aber eigentlich sind – und die ganze Zeit auch sichtbar waren –, das kommt erst zu Bewusstsein, als es zu spät ist, um sich gegen den heilsamen Schock zu wappnen. Der historische Spartakus Aufstand endete damit, dass 6000 Sklaven entlang der Via Appia gekreuzigt wurden. Wir sehen jetzt in atemberaubendem Tempo und zugleich wie in Zeitlupe den vermeintlich festen Bühnenboden sich erheben. Er erweist sich als Balken unter dem Menschen, der auf dem Rücken liegt. Dieser Balken wird aufgegriffen von der Menge; langsam kippt das vorstehende, über die Rampe ragende Ende nach unten, wird im Boden verankert – und vor unseren Augen hängt ein Mensch am Kreuz. Das wiederholt sich noch zweimal. Wie man sich dabei fühlt, als Zuschauer einer Kreuzigungs-szene? Das weiß jetzt jeder unwiderruflich, der dieses Stück gesehen hat.

So saßen sie damals im alten Rom, die Zuschauer der Gladiatorenkämpfe. Wer die todgeweihten Sklaven und Häftlinge einzig vom Kampf erlösen und freisprechen konnte, war letztlich nicht der Imperator. Es waren die Zuschauer, das Publikum, und sie fällten dieses Urteil nicht aus ethischen, sondern aus ästhetischen Gründen, in Bewunderung individueller Kampfkunst. Was im Fall des römischen Zirkus pervertiert erscheint, hat dennoch zutiefst mit der Frage des menschlichen Spielraums und Spielvermögens zu tun. Kunst kann den Menschen verändern, indem sie sich an das individuell Menschliche in jedem Einzelnen wendet, an die Erfahrungsweise, die einer mit sich selbst machen kann. Die Kraft des Spielerischen sorgt dafür, dass ich mir zum Du werde, zum Gegenüber im Bewusstsein, und so auch ins Gespräch komme mit der Welt. Auch der spielerische Wettkampf, das Mannschaftsspiel – wenn es diesen Namen verdient – speisen sich aus derselben Quelle.

Das, was den Menschen zum Menschen macht, ist jedoch das Gegenteil dessen, was sich anschließend in der S-Bahn ereignet:

Es sind wiederum nicht einige wenige, die das Wort führen, es ist die gesamte, dicht gedrängt stehende Menschenmenge aller sozialen Schichten und Altersstufen, die an der Spontankundgebung teilnimmt. Man hüpfte in die Luft und schlägt mit den Fäusten gegen die Innen-

wände des Waggons, wozu ein rhythmischer Sprechchor erklingt: Wer nicht hüpfte, der ist kein Deutscher! Wer nicht hüpfte ... Danach das Kommando: Ausweise raus, dem promptly entsprochen wird; alle Hände fliegen in die Höhe und wedeln mit dem Personalausweis. Dann kommt Gesang hinzu, gemünzt auf die unterlegene türkische Mannschaft und nach der Melodie von yellow submarine: Ihr seid nur ein Döner-Lieferant, Döner-Lieferant, Döner-Lieferant ... Am nächsten Morgen feiern sämtliche Zeitungen den friedlichen Verlauf der Nacht, womit wohl gemeint ist, dass es nicht zu gewalttätigen Ausschreitungen gekommen ist. Manchmal darf man nicht davor zurückscheuen, ein Spielverderber zu sein. Es gilt noch immer die Aufgabe des Menschseins, die Dinge beim richtigen Namen zu nennen und einer sogenannten Spaßkultur ihre Berechtigung und Berufung auf das Spielerische abzuspüren. Freiheit und Menschenwürde waren heute Abend im Gefängnis zu erleben, hier draußen in der Stadt herrschte tierische Verrohung.

www.gefaengnistheater.de

1 Das war der 25. Juni 2008.

2 Vgl. Ute Hallaschkas Besprechungen der vorangegangenen Aufführungen des Gefängnistheaters in DIE DREI 8-9/2007 und 2/2008.